

Tobelvolk.

(Nachdruck verboten.)

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

Als Elsbeth nach einer Stunde reisefertig in die Türe trat, um dem Vater Adieu zu sagen, — er saß an seinem Sekretär im Amtszimmer — rief er ihr „für heute“ nur ein wenig sarkastisch zu: „Ich laß sie denn grüßen — die Britta. Sag' ihr, ich hätte nächstens auch etwas mit ihr zu besprechen!“

Mehr brauchte es nicht. Das stattliche, vom Kopf zum Fuß reich und geschmackvoll gekleidete Fräulein drückte schnell den Muff ins Gesicht, um ihren Schreck zu verbergen.

„Ich will's ausrichten!“ sagte sie verstört und verschwand wie der Blitz. Welch ein saltzamer Reisesegen! Elsbeth trug schwer daran. Es war so ein vielwissender, halb höhnischer, halb warnender Ton, der sie noch lange verfolgte und ihr eingab: „Gib acht, das nimmt kein fröhliches Ende!“ Nur nicht weiter darüber nachdenken! Erst auf der Hälfte des Weges zum Bahnhof siegte die Freude über das Wiedersehen mit Heinrich. Zuletzt drang ihr der kalt leuchtende Wintertag so aufheiternd ins Herz, als gälte es wieder einmal, alle zagen und traurigen Gefühle gründlich auszulüften.

Früh war er heuer gekommen — der Winter. Und das hatte sich so zugetragen: an einem Novemberabend, sowie die Sonne nicht mehr im Wege stand, kam er mit heulenden Winden dahergestoben, zog einen dichten Vorhang zwischen das Firmament und die Erde und schüttete darauf eine ganze Wolke großflodigen Flaums über sie aus.

„Sie gestatten, meine Dame!“ sagte er ein bißchen zudringlich und tat, wie wenn er bestellt wäre. „Ich komme geradenwegs vom Nordpol. Und dies hier ist das Neueste, wenn ich bitten darf.“ Im Nu hatte er der Staunenden einen leichten, lockeren Mantel umgeworfen. „Achten Sie auf die Farbe. Es ist das Reinste vom Reinen. Die atmosphärischen Verhältnisse waren heuer ganz besonders gut, und das Gewebe ist von einem Duft, Euer Gnaden —“

„Ja . . . aber . . . Warum kommen Sie denn schon so früh?“ hauchte die überraschte Schöne verwirrt, so daß der kalte Patron schier geschmolzen wäre vor Entzücken. „Es sind ja noch volle vier Wochen bis zum kürzesten Tag!“

Der Winter zuckte die Achseln wie einer, der sich auf höheren Ratsschluß beruft und meinte sodann mit verbindlichem Lächeln: „Es war übrigens höchste Zeit, meine Dame. Die Herbsttoilette — verzeihen Sie, wenn ich mir die Freiheit nehme — aber wahrhaftig, sie sah doch schon sehr vertragen aus. Die gelben und roten Plätter alle abgefallen, das grüne Unterkleid ganz verblaßt, und was die herbstlichen Nebelschleier betrifft — die kann Ihnen meine Firma entschieden feiner und diskreter liefern!“

„Was Sie sagen! Und glauben Sie, daß dieses Gewebe hält?“ fragte die Erde, indem sie einen verschämten Blick auf den hellschimmernden weichen Mantel warf.

„Gerade so lange, als es Ihnen gefällt!“ gab der schlaue Bursche zurück, denn er wußte genau, daß die Mutter Sonne kurzen Prozeß damit machen werde. Und richtig —

Am nächsten Morgen else — vorher konnte sie den dichten Nebel nicht durchdringen — machte die Sonne ein bedenklich schiefes Gesicht. Weinahe wäre sie stehengeblieben vor Ungehaltenheit.

„Das ist ja gegen jede Weltordnung, meine Liebe! Du weißt wohl nicht, was die Glocke geschlagen hat? Was, meinst Du, werden die armen Leute dazu sagen?“

„Die haben sich nach mir zu richten und nicht umgekehrt!“ erwiderte die Tochter erboßt. Aber sie fühlte gleich, wie unter den stechenden mütterlichen Blicken die erste Winterbescherung schnell wieder zu Wasser wurde. Einige Tage war die Erde ganz aufgelöst; sie schwamm ordentlich in Tränen. Aber in der achten Dezembarnacht kam der Winter doch wieder ungerufen hereingeschneit.

„Pst! Diesmal haben wir den Mond auf unserer Seite. Er wechselt gerade!“ flüsterte er vergnügt und rieb sich die verfrorenen Hände. „Wenn das nicht, so weit Ihr Auge reicht, die beste Arbeit wird, so pfeif ich auf das ganze Sonnensystem!“

In dieser Nacht strahlte der Himmelsdom in eitel Glanz und Licht, eine eisige Kälte sank auf unseren Stern herab und verwandelte die hohe Schneedecke bald in einen Teppich von blinkenden Diamanten. Der Raufreif hüllte sorglich jedes Zweiglein ein, Flüsse und Teiche wurden eilig in durchsichtiges Eis gepackt, und die Haut der Erde bekam lauter Beulen und Risse.

„Was tut's — niemand kann es sehen!“ philosophierte sie nach Frauenart, und während ihre Glieder vor Kälte starren, lächelte sie noch stolz, denn die strahlende Verjüngung ihrer Brüder und Schwestern rückte immer näher und näher und zollte ihr ungeheuchelte Bewunderung. „Schöner kann es die Frau Venus auch nicht haben, und das ist bekanntlich die herrlichste Erscheinung am ganzen Firmament!“ sagte der Winter, aber da merkte er auch schon den argen Mißgriff und setzte schnell hinzu: „Nach Ihnen, versteht sich, nach Ihnen!“

Jedliche Kreatur verkroch sich in ihren Schlupfwinkel, wo er am wärmsten war. Der Fuchs, im Begriff auf die Jagd zu gehen, hatte kaum den Kopf aus seiner Höhle gesteckt, als ihm schon ein Eisbart um die freche, bissige Schnauze wuchs. „Was ist da zu tun?“ überlegte er schlotternd und warf einen verzagten Blick zurück auf die trauliche Stelle, wo die Alte mit den Zungen verwachsen schien zu einem warmen Knäuel — dann wählte er wohlweislich das kleinere von zwei Uebeln und schlich mit grimmigen Ernährersorgen dem Hühnerstall des Bauern Matthias zu.

Diesmal konnte die Sonne schon am Morgen in aller Frühe sehen, was sich in ihrer Abwesenheit begeben hatte.

„Siehst du, das kommt alles nur von deiner schiefen Stellung zu mir!“ rief sie im ersten Groll, aber schließlich, als sie das eitle, liliengleiche, prächtige, gesunde Kind näher ins Auge faßte, als sie die witzigen Schnurrpfeifereien und Rinkerlischen des Winters — die Eiszapfen, Schneehauben, Glasblumen usw. gewahrte, da mußte die Sonne selber lachen, und dies tat sie denn auch den lieben kurzen Tag, bis die ganze Welt widerhallte vom Schlittengeläut.

Heinrich Anderegg stand schon lange am Bahnhof, als Elsbeth endlich an des Apothekers Hausecke zum Vorschein kam. Aber ihr entgegenzueilen durfte er nicht, wie sehr es ihn trieb, weil sie nicht ins Gerede kommen wollte. Um so schneller flogen ihr seine Blicke zu. Sie hatte jenen freien, sorglosen Gang von Mädchen aus achtbaren Häusern, die mit dem Bewußtsein ihres Wertes ein gelassenes, gutherziges Wesen verbinden. Hochmut macht edig, Eitelkeit geizert, und wer seiner selbst nicht sicher ist, wird bei den Blicken der anderen leicht ins Zappeln geraten. Das in der französischen Schweiz gemachte „Fräulein“ Stadler hatte in Galdenstein und Umgebung keine Rivalin, die ihr nach Schönheit und Besitz den Rang streitig machte. Die Grubmüllers Tochter war vielleicht eine reichere Partie, aber ungebildet, bauernstolz; des Doktors Malwine hinwieder hatte die Blütezeit schon hinter sich und konnte Elsbeth erst recht nicht gefährlich werden. Wer von den jungen Männern, die sie kannten, begehrte sie nicht?

Heinrich erschraf, wohl öfters aus Angst als aus Freude, wenn ihm alle Vorzüge seiner Geliebten zugleich vor die Seele traten.

„Bär' ich nur zwei Jahre weiter, so brauchte mir darum nicht bang zu sein!“ dachte er dann, denn er wußte sehr gut, daß sein verborgener innerer Wert der Welt noch lange nicht als Äquivalent für Elsbeth Stadlers große sichtbare Gaben erscheinen werde. Auch jetzt mußte er erst wieder langsam an ihr emporenwachsen, Gewißheit aus ihren treuen Augen holen, ehe diese Beklemmung wich. Sie begrüßten sich nach Abrede fast steif, als seien sie nie aneinander warm geworden, und sprachen vernehmlich über gleichgültige Dinge. Heute wollte es jedoch ein schnöder Zufall, daß sich der spaßhafte Ortsvorsteher zu ihnen gesellte.

„Wohin, wohin in der Kälte?“ erkundigte sich der wackelnde Mann mit listig blinzelnden Neuglein. Der Schnee knirschte wie vor Schmerz unter seinen plumpen Tritten. „Wollt Ihr zusammen die Aussteuer kaufen?“ Dazu schüttelte er beiden die Hand wie ein heuchlerischer Gratulant.

„Getroffen! Und morgen kommen wir dann zu Ihnen zum Aufbieten, wenn's dem Fräulein Braut recht ist!“ parierte Heinrich gewandt, denn der Vorsteher war zugleich Zivilstandesbeamter.

Elsbeth fand nicht so schnell den vertwegenen Spottvogelton. Sie wurde immer gleich feuerrot.

„O, ich kann schon noch eine Weile warten!“ sagte sie fast beleidigt und guckte bolzgerade in die Luft, wo nicht ein Deut zu sehen war. Der ungebetene Gast hingegen dachte: „Schau, schau! Da bin ich ja richtig jemandem auf die Bühnenaugen getreten! Wohl bekomms!“

Er stellte noch einige anzügliche Fragen. Ob denn heutzutage die Dichterei ihren Mann so gut ernähre? Früher hätten doch dieser Gattung Leute am Hungertuch nagen müssen! Worauf Heinrich ein bißchen gesalzen zur Antwort gab: „Ja, die Welt hinter Haldenstein fange allmählich an, der großmächtigen Dummheit den Gehorsam zu verweigern. Es sei draußen schon gar nicht mehr gefährlich, sich ohne ihre Skolarde sehen zu lassen!“ Zum Glück für die beiden kam gerade des Vorstehers Zug angedampft; er fuhr nach der anderen Seite. Doch konnte er's nicht unterlassen, im Abgehen dem Stationschef zu winken, indem er mit dem Daumen zurück auf das entpuppte Pärchen wies: „Wenn man doch auch noch einmal so jung und so nahe dran wäre!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von der deutschen Trunksucht.

Für die Böserei der Deutschen, die vom 15. Jahrhundert ab immer offenkundiger wurde und sich in den teils verachtenden, teils entrüsteten Berichten ausländischer Reisenden spiegelt, gibt Paul Frauenstädt im „Archiv für Kulturgeschichte“ unter dem Titel „Altdeutscher Durst im Spiegel des Auslandes“ interessante Belege. Der Engländer Morjion, dessen Reisetagebuch 1617 erschien, hat in den Jahren 1591 und 1592 Deutschland gründlich kennen gelernt. Zur Frühjahr- und Herbstzeit unternahm er Reisen, im Sommer und Winter studierte er in Wittenberg, Leipzig und Heidelberg. Die Ausführlichkeit, mit der Morjion die Trinksitten schildert, beweist, ebenso wie die Unparteilichkeit seines allgemeinen Urteils über die Deutschen, daß er seine Beobachtungen sehr sorgfältig und gründlich angestellt hat. Er schildert z. B. folgendermaßen die allgemeine Trunksucht:

„Wenn die Stadttore geschlossen werden, und die Leute, die in den Vorstädten wohnen, hinausgehen, taumeln sie von einer Seite zur andern, stolpern, fallen in den Kot und spreizen die Weine, als sollte zwischen diesen ein Wagen durchfahren. Kommen sie dann wieder auf die Füße, so rennen sie an jeden Hofen, Pöckler und des Weges Kommenden an. Selbst die Stadttore scheinen für sie nicht weit genug, ausgenommen, die Mauern würden niedergelassen. ... Die reicheren Leute suchen zwar ihre Ummäßigkeit meistens zu verheimlichen, indem sie sich zu Hause halten, dagegen gibt der gemeine Haufe täglich ein solches Schauspiel. Ich weiß nicht, was den Deutschen die Gesellschaft von Trunkenbolden so anziehend macht, da niemand sich durch andere Eigenschaften so viel Freunde machen kann als gerade damit, so daß, wenn jemand gern gesehen sein will oder ihre Sprache zu erlernen wünscht, er sich bis zu einem gewissen Grade im Trinken üben muß. Wenn sie beim Trunk sitzen und es kommt jemand ins Zimmer, sei es auch ein Fremder oder ein Ausländer, so beschwören sie ihn bei dem Bande der Freundschaft, bei seines Vaters Adel, bei seiner Mutter Keuschheit, ihnen Bescheid zu tun, und wenn das nicht hilft, nötigen sie ihn dazu, indem sie ihm zurufen: „Kannst du nicht saufen und fressen, so kannst du keinem Herrn wohl dienen.“ — Jeder am Tische begrüßt ihn mit einem Becher, die er alle bis auf die Reize leeren muß, bevor er zu ihrer Gesellschaft zugelassen wird, so daß einem Bester ist, unter seine Feinde mit Bechern als unter seine Freunde mit Trinken zu geraten. Sie sind am Tische selten sehr lustig und redselig, sondern rufen nur zuweilen einander zu: „Seid fröhlich, trinkt aus!“, und wie jeder Psalm mit einem Gloria, so endet jedes ihrer Gespräche mit einem „Ich bring's euch, ich trinke euch zu!“ Aus Scherz kneipen sie ihren nächsten Nachbar — und zwar ganz gehörig — in den Arm oder ins Bein, und das geht so weiter in der Runde herum.“

Unter den Trinksitten, die Morjion erwähnt, sind auch diese: „Randmal nehmen sie drei Gläser auf einmal, setzen jedes auf einen Finger und trinken sie zu gleicher Zeit aus. Sie nennen das die Krönung des Kaisers“. Sind sie recht lustig, so lassen sie ein Bierpiel los, das „Kurlemurlebuff“ heißt. Es besteht in der Berührung des Glases, des Bechers, des Tisches, Pfiffen und Säusippen mit den Fingern nach bestimmten Regeln in einer so raschen, seltsamen Aufeinanderfolge, daß es eine Herkulesarbeit ist, den Bewegungen zu folgen. Wer den geringsten Fehler macht, muß zur Strafe einen vollen Humpen ipenden.“

Die Richtigkeit der Angaben Morjions beweist eine Sammlung der Trinktregeln, die 1616 als „Jus potandi oder Bechrecht“ erschien.

Ueber das „Curl-Murl-Buff“ heißt es: „Da dann der Bart bald da bald dort gewischt, bald da und dort igt mit den Füßen getappet, bald mit den Fingern geschmissen, eins gepiffen und sonst viel seltsame phantastische Possen gebraucht werden“.

Eigentümlich ist die Wirtshausitte, über die sich auch Erasmus von Rotterdam (1467—1536) schon beschwerte, daß alles, was die Gäste gegessen und getrunken haben, zusammengerechnet und der Betrag dann zu gleichen Teilen von allen bezahlt werden mußte. Zu Morjions Zeiten wurde zwar nicht mehr die ganze Beche, aber doch alles Getränk, das nach Entfernung des Tisches gegessen wurde, in jener Weise gemeinsam bezahlt. Nur wer sofort zu Bett ging, war frei. Für die in Deutschland reisenden Ausländer war diese Sitte recht teuer, da sie, selbst wenn sie gewollt hätten, es mit den Deutschen nicht entfernt im Trinken aufnehmen konnten.

1565 erschien ein „Sundbrieif an die vollen Brüder“, eine der vielen Streitschriften gegen den Saufteufel, worin erzählt wird, daß man aus Schüsseln, Töpfen, Käseöpfen, Waschbeden, Handfässern, Fischpfannen, Hüten und Säuben trinke. Es läßt solches Laster jedoch nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder, die können allbereit einander ein halbes zutrinken. Die Eltern lehrens auch wohl ihre Kinder. Nun, laß sehen, spricht der Vater zum Söhnlein, was du kannst. Bring ihm ein halbes oder ganzes.“

Ein Lied wider das Vollsaufen und Trunkenheit, gedruckt zu Frankfurt am Main 1565“ enthält die Strophe:

„Die Weibesleut auch heben an,
Einander zuzutrinken,
Wolle und halbe wie die Mann,
Wein herg will mir entstinken,
Wenn ich bedenck die sünde schwer
Und allen schaden, so folgt her
Aus Ueberfluß des Trinkens.“

Bereits auf den Reichstagen zu Worms, Lindau und Freiburg (1495—1498) wurde über Maßregeln gegen das Saufen beraten und 1512 beschloß der Reichstag mit Strafen einzuschreiten. Aber sie hatten nichts. Morjion knüpft an diese Erlasse an: „Aber zeigt mir einen Fürsten, der diesem Laster nicht frönt und seine Hofleute deshalb strafen dürfte. Sab ich doch mit eigenen Augen einen Herzog bei der Beerdigungsfeier für einen seiner nächsten fürstlichen Vettern so hartwädig trinken, um seinen Gram zu lindern, daß alle seine Sinne und Geister benebelt waren, und von vielen anderen anwesenden Fürsten (Verzeihung, daß ich die Wahrheit spreche) sah ich auch nicht einen einzigen nüchtern. Wie würden diese Fürsten erst bei einer Hochzeit gebügelt haben! Zeigt mir einen Rats Herrn unter so vielen Tausenden, der im Gefühle eigener Unschuld wagen dürfte, die anderen zu strafen. Zeigt mir — ich schäme mich, es zu sagen, aber wahr bleibt wahr — zeigt mir, sage ich, einen Diener von Gottes Wort, der gegen die Ausschweifung im Trinken predigen würde.“

In Gessen war es Sitte, daß die Pfarrer mit ihren Bauern in der Dorfschänke zechten und raufen. Hinwiederum nahmen die Bauern ihre Bierkrüge mit in die Kirche, tranken sich während der Predigt zu und klapperten mit den Wedeln. An hohen Festtagen trat man ganze Kässer voll Wein und Bier in der Kirche leer. Ähnlich wie die Pfaffen machten's die Professoren. Selbst solche der Theologie betrieben ja zur Erhöhung ihres Einkommens den Bier- und Weindank. Herzog Julius von Braunschweig verwarnte 1597 die Heimbstädter Universität, ihm keine „verloffenen“ Professoren in Vorschlag zu bringen.“

Der Rat von Frankfurt a. M. sah sich zu folgender Verordnung veranlaßt: „Wird ein Trunkener auf der Straße gesehen, so soll jeder Diener des Rates ermächtigt sein, ihn zu greifen und ins Gefängnis zu führen; und wo die Verion aus dem Rathe wäre, soll sie mit doppelter Pöne verfallen sein.“

Unter den deutschen Fürsten war kaum einer, der nicht fürchterlich soff. Frauenstädt erzählt es vom Herzog Heinrich von Liegnitz, vom Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, vom Herzog Albrecht zu Bayern, vom Herzog Christoph zu Württemberg usw. Auf dem Fürstentage in Raumburg wurde der Rheingraf Philipp Franz mit lauter Malvafer tot getrunken, so schrieb Graf Günther von Schwarzenberg einem Grafen Christoph von Tengen, der über diese Nachricht „großes Herzeleid“ empfand, weil er — nicht dabei gewesen war. Heinrich IV. von Frankreich wollte keine deutsche Prinzessin heiraten, um nicht immer eine „Weinlanne“ neben sich zu haben!

Wenn die Niederdeutschen Bier tranken (das Morjion übrigens für dick und unschmackhaft wie saules Pflügenwasser erklärte), so hatten die Rheinländer Wein, mit dem sie nicht minder unmäßig umgingen. Im Jahre 1540, wo der warme Sommer und Herbst einen guten Wein iduf, betrank sich das Volk dergestalt, daß viele „wie die Schweine“ auf den Strahlen und an den Heden lagen.

Man sieht, die mäßigeren Völkchen hatten recht, wenn sie mit Vorliebe von den unmäßigen deutschen Schweinen sprachen. Man sieht aber auch, daß die allgemeine Verrohung der Sitten — die mit der Trunkenheit Hand in Hand ging — schon lange vor dem Dreißigjährigen Kriege bestand, den man so gern als Ausflucht zu benutzen pflegt, um den bösen Ausländern die Schuld an Deutschlands Verfall in die Schuhe zu schieben.

Soziale Einrichtungen der Polarvölker.

Von Dr. A. Byhan.

Einfacher als die Eheschließung geht bei den Polarvölkern die Scheidung vor sich; die einzige Schwierigkeit dabei bietet die Geldfrage, der Verbleib des Kalym, der für die Frau gezahlt worden war. Führt sich eine Jakuten- oder Ostjakfrau nicht gut auf, so schickt sie der Mann dem Vater zurück, der dann den größten Teil des Kalym wieder erstatten muß. War der Aleute oder der Tunguse mit seiner Frau nicht zufrieden, so durfte er sie wohl fortjagen, aber die Brautgeschenke von den Eltern nicht zurückverlangen; lief die Frau selbst weg, so durfte er dem Schwiegervater alles wieder abnehmen. Am leichtesten ist die Scheidung bei den Eskimo, da bei ihnen der Kalym nicht üblich ist, sondern nur Kleinigkeiten geschenkt werden. Wenn der Eskimo seine Frau prügelt, so darf sie ohne weiteres davonlaufen. Der Mann hat das Recht, sie jederzeit fortzuschicken, andererseits kann aber auch seine Schwiegermutter ihn jederzeit von seiner Frau trennen.

Als Führer und Schützer der Familie fungiert stets ein Mann, mochte sie patriarchalisch oder matriarchalisch organisiert sein. Wurde die Horde oder der Stamm anfällig, so war die Möglichkeit gegeben, daß die Stellung des Oberhauptes der einzelnen Gruppen erblich wurde, wie bei den Jakuten. blieb das Volk aber nomadisch, so verbot die ganze Lebensweise mit ihrer Zersplitterung und Unstetigkeit eine straffere Organisation. Ein Oberhaupt kann sich da selten zu größerer Macht und Bedeutung aufschwingen, und die Bildung größerer politischer Einheiten ist fast ganz ausgeschlossen, und gelingt sie ja einmal unter günstigen Umständen (wie bei den Mongolen), so ist sie von kurzer Dauer. Das zeigt sich besonders klar bei den Polarvölkern. Die einzelnen Horden und Stämme eint kein politisches Band, jedes Geschlecht schweift für sich umher und besitzt ein nur mit beschränkter Macht ausgerüstetes Oberhaupt. Die Eskimo haben nur Sippenführer und sind ein durch und durch demokratisches Volk. Bei den Tschuktischen herrscht völlige Gleichheit und Anarchie, sagt Nordenstöld; es gibt weder Häuptlinge, noch eine Spur von gesellschaftlicher Ordnung. Ein Aleute fühlte sich dem andern gleich und kannte weder Besitz, noch Herrtum; die Familien und Sippen taten sich nur bei gemeinsamer Not zusammen. Ebenso kümmert sich bei den Samojeden der eine Stamm wenig um den anderen und hält nur in sich fest zusammen; und das gilt für alle anderen Arktiker.

Zwei Völker bildeten früher eine Ausnahme von der allgemeinen Regel; die Tungusen und Jakuten besaßen einstmal eine straffere politische Organisation. Bei den Jakuten, wo schon das Patriarchat dem Mächtigeren ein Emporheben über die Menge ermöglichte, herrschte unumschränkt der Stammesfürst, und unter ihm die Teilfürsten und Hordenführer. Unter dem Drucke der polaren Verhältnisse, wo es schwer war, die weithin zerstreuten Horden zusammenzuhalten, verloren sie diese aus ihrer früheren Heimat mitgebrachte Organisation allmählich, und als Träger der Autorität blieben nur die Oghioner übrig, aus denen die Russen nach der Unterwerfung Sibiriens wie überall Staatsbeamte (starosti) machten, die sie mit einer gewissen richterlichen und verwaltungsmäßigen Macht ausstatteten, mit der Erhebung des Jafat beauftragten und ihnen rote, goldbetrehte Ehrenkleider verliehen.

Bei den Tungusen waren die Vorbedingungen zum Aufbau eines geordneten Staatswesens noch weiter gediehen. Jeder Stamm zerfiel in mehrere Geschlechter, die sich als verwandt betrachteten. Jedes Geschlecht (tagaun) war eine große Familie und leitete seinen Namen und Ursprung von einem tapferen und klugen Stammvater ab. Direkte Abkunft von diesem kennzeichnete den Adel (otrikan), aus dem die Daruga, die Führer der Geschlechter, gewählt wurden. War kein Adliger vorhanden, so ernannte man den klügsten und reichsten dazu. Die Daruga bestimmten einen aus ihrer Mitte zum Saisan, zum Führer mehrerer Geschlechter, und die Saisan erhoben einen von sich zum Fürsten (Tojon).

Was sonst in älteren und neueren Reiseberichten von Häuptlingen erzählt wird, beruht auf Verkenntnis der Verhältnisse. Höchstens im Falle der Not einigten sich die einzelnen Horden und erwählten einen gemeinsamen Kriegsführer. So hatten die Stämme in den Kämpfen gegen die Russen einen Kriegsobersten (Serem), obwohl sonst jeder Ostrog für sich allein kämpfte und andere ihrem Schicksal überließ. Im übrigen war der Familienälteste auch bei ihnen der große Mann (Kaasuh uisuthschitsch).

Völlige Anarchie zeigt sich auch in der Siedlungsweise der Polarvölker. Jede Horde oder Familie haust, wo es ihr beliebt, bald für sich allein, bald mit anderen zusammen. Nur an den Küsten und Flüssen entstanden größere Dörfer, wo hinreichende Nahrung auch für größere Sippen vorhanden war. Die Adonas (Ostroschi) der Stämme zählten durchschnittlich 40—80 Personen; die Familiendörfer der Ostjaken bestehen aus 5—20 Hütten. Enger zusammengedrängt wohnten die Aleuten; jede Sippe lebte in einem einzigen großen Hause, das 50—300 Menschen faßte. Die Eskimo sitzen im Winter um der Wärme willen zu 3—4 Familien

in einem Hause zusammen, während im Sommer jede ein Zelt für sich bezieht.

In dem einformig dahinfließenden, abwechslungsarmen Dasein der Polarvölker taucht selten eine Frage von größerer Bedeutung auf. Die kleineren Angelegenheiten und Zwistigkeiten in der Familie entscheidet der Älteste. Handelt es sich um wichtigere Angelegenheiten, Reisen der ganzen Dorfschaft und dergleichen, so vereinigen sich die Familienhäupter zu öffentlicher Beratung, wo auf Grund herkömmlicher Regeln und Gebräuche nach einfacher Majorität beschlossen wird, und der Rat der Alten den Ausschlag gibt. Der Priester, der sonst bei Naturvölkern eine große Rolle spielt, hat im politischen Leben der Polarvölker wenig oder gar nichts zu sagen. Die Hilfe des Schamanen wird nur in privaten und religiösen Dingen in Anspruch genommen.

Im Einklang mit der demokratischen Organisation der Polarvölker steht deren Kommunismus. Als Privateigentum gelten Kleider, Waffen, Geräte, Hütten und dergleichen sowie die Zugtiere; bei den Eskimo auch das über die Strandlinie heraufgezogene Treibholz, wenn es aufgestellt, beschwert oder mit einer Eigentumsmarke bezeichnet ist. Dagegen gehören Speise und Trank der Allgemeinheit. Jeder hält sich für berechtigt am Verzehren einer Jagdbeute teilzunehmen oder sich selbst in einer Hütte zu Gast zu laden. Deshalb ist die von allen Reisenden gerühmte Gastlichkeit der Polarvölker in ihren Augen gar keine besondere Tugend (gute und böse Eigenschaften im Sinne des Kulturmenschen kennen sie ja nicht), sondern der Gast hat gewissermaßen das Recht, seinen Anteil an der Nahrung zu verlangen. Gemäß dieser kommunistischen Anschauung gehört auf den Aleuten ein gestandener Walfisch der ganzen Insel, jeder darf sich nach Belieben davon abschneiden. Bei den Jakuten wird die Jagdbeute an alle Jagdgenossen oder Familienmitglieder verteilt. Ein Fell enthält jeder einmal der Reihe nach, nur der, der das Bild erlegt hat, erhält es nie. Der tungusische Jäger darf die Hälfte seiner Beute für sich behalten. Trifft jemand unterwegs ein Stück Wild in einer tungusischen Falle oder Selbstschuß, so darf er die Hälfte davon verzehren; die andere Hälfte nebst Kopf und Fell muß er vor den Raubtieren verstecken. Moschustiere zu nehmen, ist im allgemeinen verboten; tut es jemand aus Not, so braucht er nur dem Besitzer der Falle beim nächsten Zusammentreffen zu sagen: „Ich nahm dein Moschustier.“ Die Eskimo beobachten eine große Reihe von Vorschriften, wie jede Beute zu verteilen ist. Im allgemeinen bekommt jeder Dorfgenosse seinen Anteil; ist genug Fleisch vorhanden, so fällt die Beute der Familie des Jägers allein zu. Ein Walfisch gehört auch hier dem ganzen Dorfe, ein Walroß oder ein größerer Seehund der Jagdgesellschaft. Wer ein Walroß zuerst getrossen hat, darf das erste Stück wählen und den Kopf für sich behalten. Ein Eisbär oder ein junger Seehund gehört nicht dem, der ihn getötet hat, sondern dem, der ihn zuerst gesehen hat. Viehlich genau geregelt war die Verteilung der Beute bei den Aleuten.

Dieser Kommunismus kann aber nur dann durchgeführt werden, wenn keiner sich ausschließt, ein jeder nach Kräften zum allgemeinen Wohle beiträgt. Daher hat der grönländische Vater die Pflicht, seinen Sohn zur Arbeit zu erziehen, damit „er nicht auf dem Markte müßig stehe“. Wenn Müller es als einen rührenden Beweis von Nächstenliebe ansieht, daß wohlhabende Jakuten andere, die durch eine Seuche ihre Rentiere verloren unterstühten, ihnen Kleider und andere Rentiere schenkten, so dürfte dies wohl auch eher auf kommunistischen Verpflichtungen beruhen. Ueberflüssiger Besitz gilt fast als Unrecht: wer bei den Eskimo in der Lage ist, Geräte zu verleihen, hat kein Recht, sie zurückzuverlangen. Ein Grönländer, welcher schon Zelt und Voot besaß, erbe beim Tode seines Vaters nichts mehr, denn „niemand kann zu gleicher Zeit zwei Zelte im Stande halten“.

Als eine Schädigung des Gemeinwesens wird auch Erwerbsunfähigkeit betrachtet: Personen, welche nicht mehr imstande zu arbeiten oder sonstwie unnütz sind, werden beseitigt. Man darf jedoch diesen Brauch nicht als grausam bezeichnen, ebensowenig wie ihre Gastlichkeit und Ehrlichkeit als Tugenden gelten können; abstrakte moralische Begriffe kennen sie nicht. Bei den zentralen Eskimo ist es Sitte, die alten Eltern totzuschlagen. Schwache und hoffnungslos Kranke hängt man auf, wenn sie das nicht selbst tun, oder überläßt sie in einer Hütte allein ihrem Schicksal, wie auch die Jakuten die podentranten Leute, welche dem Gemeinwohl schädlich sind, umbringen. Tritt auf einer Reise Not ein, so werden Frauen und Alte zurückgelassen; hat man darauf wieder Jagdglück, so kehrt man zu ihnen zurück. Bei den Stämmen warf man Greise den Hunden vor, oder diese gaben sich selbst dem Hungerode preis. Alte Tschuktischen ließen sich auf ihren eigenen Wunsch von ihren Söhnen totschlagen, untätiges Leben hielten sie für ehelos. Selbstmord durch Erdrosseln kommt bei den Samojeden nicht selten vor. Kinderlose Witwen haben für das Gemeinwohl keinen Wert: deshalb nehmen ihnen die Eskimo alle verwendbare Habe weg und lassen sie zugrunde gehen. — Kindermord war früher bei allen Eskimo üblich; Kinder von Witwen, verwaisste und gebrechliche wurden getötet, auf King-Williams-Land auch viele Mädchen. Die Stämmeweiber erwürgten die Kinder, die ihnen zuviel wurden, bald nach der Geburt, warfen sie den Hunden vor oder setzten sie im Walde aus. Zwillinge werden mit abergläubischer Scheu betrachtet, einer davon verfällt dem Tode.

Der Werdegang eines Manuskriptes.

- I. Der Schriftsteller hat eine Idee.
- II. Sie ist selbst für Ven Afrika neu und gut.
- III. Der Schriftsteller hat a) eine glückliche Stunde, b) eine fleißige Stunde zur Niederschrift, c) Papier, d) eine Bleibe.
- IV. Er setzt sich durch einen sünnen, geradezu verwegenen Pump zum allerletzten Mal in den Besitz von Porto, um das Manuskript zum siebzehnten Male (nur die Energie kann es machen) voller erneuter glänzender Hoffnungssträume abzulesen.
- V. Das Manuskript langt freudestrahlend und frisch abgeschrieben wie der junge Tag als das 134ste (Nr. 16 983 der laufenden Jahresliste) in der Redaktion an und guckt sich fröhlich und frisch um, als wenn es sagen wollte: Na?! — Ja?! — Was!!!?
- VI. VII. VIII. IX. Der Redakteur hat a) eine nachdenkliche, b) menschenfreundliche Stunde, c) das Manuskript ist sauber, sehr leserlich und honett geschrieben.
- X. Es stößt bei fernem Leser an.
- XI. Es ist im Gegenteil rührend harmlos.
- XII. Es hat keine Zeile zu viel oder zu wenig, sondern würde bei untrüglichen Berechnung des Redakteurs nach in den noch zu füllenden Raum der übernächsten Nummer der Monatschrift passen.
- XIII. Es wird so vorsichtig angemahnt, daß man es für eine Aufforderung zur jahrelangen Prüfung halten könnte.
- XIV. XV. XVI. Der Schriftsteller bekommt die Nachricht, man wäre eventuell nicht abgeneigt, — aber vor allen Dingen Milderung einiger Stellen (Familienpublikum) bei gleicher Zeilenzahl, widrigenfalls —
- XVII. Der Schred, als der Postbote den Brief von wohlbelanntem Gewicht zückt, wirft den Schriftsteller auf ein notgedrungen kurzes Krankenlager.
- XVIII. Der Pump zur Mühsendung gelingt merkwürdigerweise wiederum.
- XIX, XX, XXI—XXVII. Freundliche nunmehr eigenhändig auf die Redaktion geschleppte Mahnbriefe sowie drei eingehende Vitten um Vorschuß, mühevoll telephonische Anfragen bei Gelegenheit des Kaufes einer Fünfpennigsgarre, wann endlich —
- XXVIII. Das Manuskript erscheint urplötzlich abgedruckt, wimmelt nach Ansicht des Verfassers von den größten sinnentstellenden und Druckfehlern, ist aber trotzdem geradezu — mit einem bescheidenen Ausdruck — bahnbrechend.
- XXIX. Der Schriftsteller erscheint in der nächsten Stunde nunmehr in drohender Haltung auf der Redaktion.
- XXX. Erhält die Nachricht, daß das Honorar durch die Buchhalterei abgesandt werden würde.
- XXXI. Der Schriftsteller fährt a Konto dieser Versicherung voller Hast, um den Mann mit dem Gelde nicht zu verfehlen, stolz mit der Straßenbahn nach Hause, voller Verwunderung über die Leute, die ihre Geschäftswege mit der Bahn machen können.
- XXXII. Der dröhnende Schritt des Postboten oder Klingeln in der entferntesten Ecke des Hauses treibt die Tropfen des Wahnsinns auf seine Stirn.
- XXXIII. Das Geld verspätet sich überhaupt und durch endlichen Hinauswurf durch die Wirtin, die mit dem Mieter den Postboten am Guckloch erwartet und endlich Täuschung argwöhnt, und postlagernde Nachsendung um fünf Tage.
- XXXIV. Der Schriftsteller ist dem Hungertode nahe, er nährt sich im Ajyl für Obdachlose.
- XXXV. Das Honorar trifft nach täglich siebenmal vollendeter Nachfrage ein, die Zeile zu sechs statt zu zehn Pfennigen gerechnet, im Betrage von 7,66 M. Der Schriftsteller sagt: Immerhin — und bleibt Optimist.
- XXXVI. Er kauft Brot, Butter und Backsteinläse, um ein opulentes Diner im Freien zu halten sowie fünf Vogen Papier, mietet mit einer Anzahlung von 2 M. eine neue Schlafstelle und begibt sich, durch den Erfolg angefeuert und angestachelt, ungebunden an die Abfassung eines neuen Manuskripts. I. II. usw. usw. wie vorher.

Max Thielert.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Vom Kampf ums Dasein. Seit Darwin seine Lehre der natürlichen Auslese der am besten an die Lebensbedingungen angepaßten Tierformen verkündete, ist der „Kampf ums Dasein“ zu einem heiß umstrittenen Schlagwort der Biologie (der Wissenschaft vom Leben) geworden. Es erscheint dem Laien so einleuchtend, daß die am vollkommensten ausgerüsteten Tiere auch die meisten Ausichten haben, im Daseinstampfe obzusziefen, zur Fortpflanzung zu gelangen und so ihre Eigenschaften auf die Nachkommen zu übertragen, während schwächliche oder krankhafte Individuen vorzeitig zugrunde gehen. Selbst für zahlreiche Forscher bildet die züchterische Bedeutung des Kampfes ums Dasein keine Frage mehr, um deren Verdrängung man überhaupt noch ernstlich zu diskutieren

brauchte. Diese Zuberficht stüßt sich jedoch leider nicht auf Tatsachen, ja es würde den meisten „Darwinianern“ schwer, irgendwelche positiven Beobachtungen anzugeben, die das Ueberleben der besser organisierten Individuen einer Art einwandfrei beweisen. Dieser schwere Mangel hat denn auch zahlreiche Gelehrte zu der Behauptung geführt, daß es nicht berechtigt wäre, dem Kampfe um die Existenz einen auslesenden Wert zuzuschreiben, seine Rolle bestehe höchstens nur darin, offenbar minderwertige Individuen auszuschließen, von der Fortpflanzung auszuschließen und einer Art verdrängung vorzubeugen. Aber selbst vor einer Ueberschätzung des „Eliminationswertes“ wird gewarnt, da eine ganze Anzahl Beispiele aus der Natur dafür bekannt sind, daß sich selbst „Krüppel“ mit hochgradigen pathologischen Veränderungen trotz des vorausgesetzten scharfen Wettstreites zu erhalten vermögen. So beschreibt der bekannte Münchener Zoologe A. Pa u l h einen im Waldensee gefangenen Hecht, ein Tier von einem halben Meter Länge, das eine hochgradige Verkrümmung der Oberschnauze zeigt, als wäre diese zwei bis drei Zentimeter hinter der Spitze abgehakt. Obwohl dem Tiere diese Verkrümmung das Ergreifen der Beute sehr erschwerte, blieb es doch leben, bis ein Zufall es in das Netz der Fischer führte. H o f e r erwähnt sogar einen zweiförmigeren Karpfen, dessen Mundspalten vollständig verwachsen waren, so daß der Fisch seine Nahrung nur durch die Kiemenspalten aufzunehmen vermochte. Aus diesen paar Beispielen erbteit man bereits, auf wie wenig gesichertem Boden diese Theorie steht und wie notwendig eine sorgfältige Nachprüfung ist, um die vielen berechtigten Bedenken zu widerlegen. Gerade mer von der Richtigkeit der A b s t a m m u n g s l e h r e überzeugt ist — und zu ihr bekennen sich ja heute alle ernsthaften Forscher — muß das fordern, um nicht den Segnern Schwächen zu zeigen, die sie nicht ungenutzt lassen würden. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß D a b e n p o r t, wenn auch erst in bescheidenen Grenzen, eine experimentelle Klarlegung versucht hat.

Eine Schar von 300 Kücken im Alter von fünf bis acht Wochen wurden ohne mütterlichen Schutz auf eine Wiese gelassen. Schon nach zwei Stunden waren 24 von Krähen getötet. Die zu dem Experiment verwandten Kücken waren zu 40 Proz. weiß, zu 40 Proz. schwarz und der Rest von 20 Proz. hatte eine fleckige bodenähnliche Färbung. Hätte nur der Zufall über den Tod entschieden, so müßten nach einfacher Wahrscheinlichkeitsrechnung etwa 10 weiße, 10 schwarze und 5 gefleckte unter den getöteten gewesen sein. In Wahrheit fiel aber nur ein geflecktes Kücken den Krähen zur Beute. Die bodenähnliche Färbung war also offenbar eine nützliche Eigenschaft, die den Tieren das Entkommen erleichterte. Man dürfte daher annehmen, daß in voller Freiheit die schwarzen und weißen Hühner allmählich gänzlich ausgerottet und nur die Tiere mit schütteren Färbung überleben würden, die ihre nützlichen Artmerkmale dann weiter auf ihre Nachkommen übertragen. Einen anderen entsprechenden Versuch stellte G e s n o l a mit braunen und grünen Gottesanbeterinnen an. Die Heuschrecken wurden bei Neapel an einem frei stehenden grünen Strauche festgebunden. Da zeigte es sich denn nach einiger Zeit, daß wohl die braunen Gottesanbeterinnen von den Vögeln gebolt waren, die grünen dagegen verschont blieben. Die beiden Experimente erscheinen anfangs vielleicht unbedeutend, und doch sind sie so ziemlich die ersten einwandfreien Belege für die auslesende, züchterische Kraft des Daseinstampfes.

Th.

Technisches.

Die gleislose Elektrische. Für die Umgegend von Bremen ist eine elektrische Oberleitungsbahn ohne Gleise geplant. Dieses Mittelglied zwischen Straßenbahn und Omnibus bedarf statt des einen Fahrdrachtes der Oberleitung ihrer zwei, die auf Schienen zur Ableitung und Rückleitung fehlen. Es ist dem Ingenieur Köhler gelungen, einen Stromabnehmer zu konstruieren, der auf den zwei etwa 20 Zentimeter übereinander liegenden Fahrdrähten schleift und dabei gestattet, daß der Wagen fünf bis zehn Meter von den Leitungsdrähten nach der Seite hin ausweicht. Bei geringen Längenänderungen des Kabels, bis zu zwei Metern, wirkt die patentierte Kabelschleife, bei größeren rollt das Kabel von einer Trommel ab, auf die es sich auch wieder automatisch aufwickelt. Durch eine schnell lösbare Kuppelungslenne wird die Anwendung von Weichen in der oberen Drahtanordnung vermieden: beim Begegnen zweier Wagen werden die Klemmkuppelungen gelöst und die Stromabnehmer ausgetauscht. Die Wagen, ähnlich denen der Straßenbahn, sind aus Stahl, die Räder laufen auf Kugellagern, die Reifen, an den Hinterrädern je zwei, sind aus Vollgummi. Dreierlei Bremsen (elektrische, Hand- und Fußbremse) und ein Handrad zum Lenken, wie bei den Automobilen, und zwei Motore mit zusammen über 20 Pferdestärken, die dem besetzten Wagen über 20 Stundenkilometer gestatten, ergänzen die Ausrüstung. Der Vorzug dieser Erfindung besteht vor allem in der Rentabilität, denn es genügt der vierte Teil des Anlagekapitals, das zum Ausbau einer Schienenbahn, z. B. nach einem Vorort hinaus, erfordert wird. Benzinautomobile haben sich wegen der vielen Reparaturen, der Gummikosten (infolge des hohen Waggengewichtes) und aus sonstigen Gründen auf derartigen Strecken, wie sie für die gleislose Oberleitungsbahn in Frage kommen, nicht bewährt. Als weitere Vorzüge haben die auf einer Probefahrt angefertigten Fahrübungen ergeben: sanftes Aufahren, kein Schleudern, wie bei der Straßenbahn in den Kurven, und relative Geräuschlosigkeit.